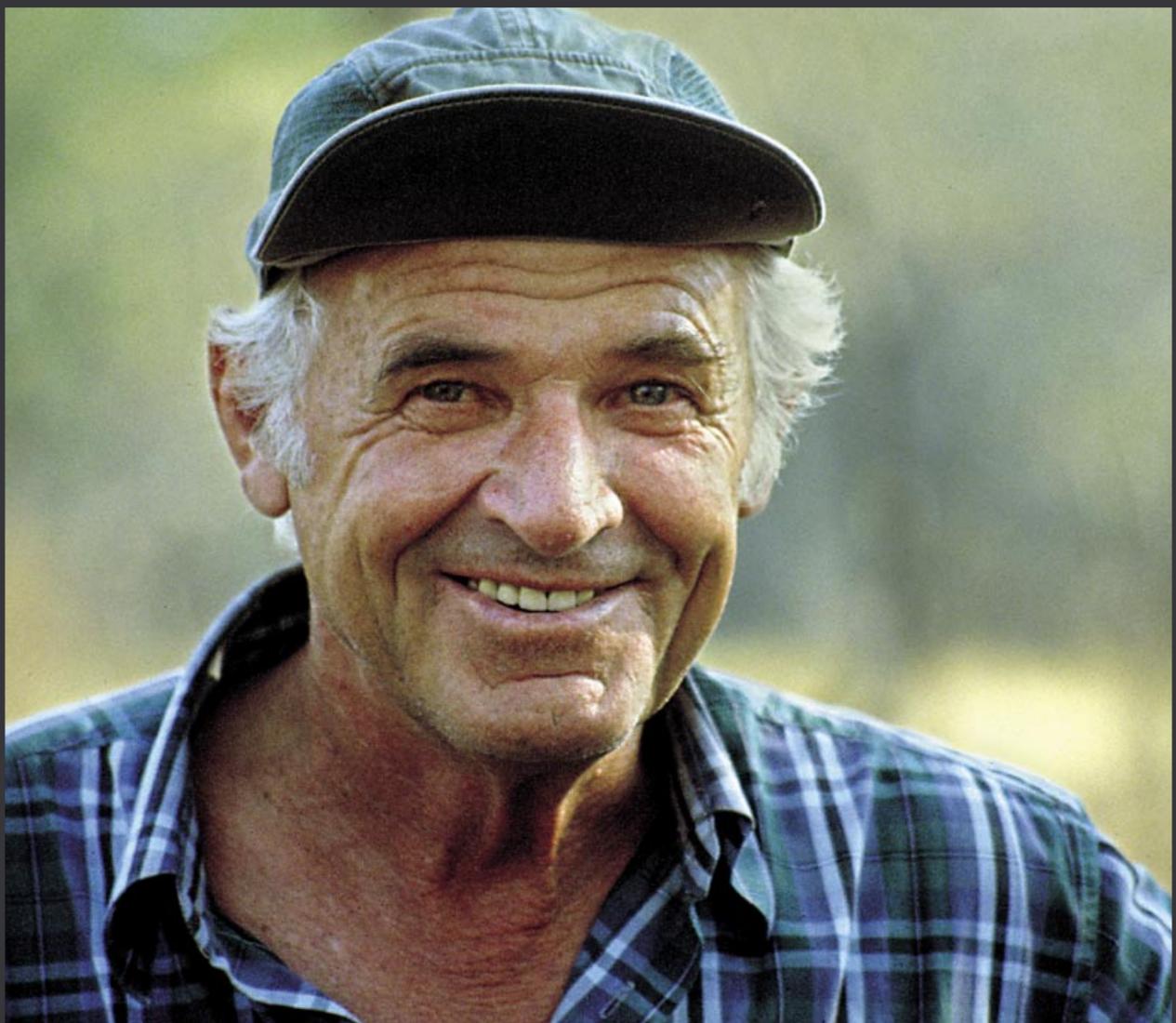




HABARI

Zeitung der Freunde der Serengeti Schweiz (FSS)

22. Jahrgang Nr. 3/07



**50 Jahre Buscherfahrung in Afrika
Das Husten des Vulkans Oldonio Lengai
Jetzt einloggen! www.serengeti.ch**

«Schau nicht einfach zu!»

Etwas Sinnloseres schien es nicht zu geben – so, wie der Mann mit dem abgeschnittenen Busch auf die überall züngelnden Flammen eindrosch. Die abgelegene Ebene stand in Flammen, überall frass sich das Buschfeuer durch das strohgelbe Gras einer viel zu dünnen Serengeti, eine qualmende, tiefschwarz verkohlte Landschaft hinter sich lassend. Und dieser Wahnsinnige versuchte mit wuchtigen Schlägen das Feuer wenigstens dort auszulöschen, wo er gerade stand, weil in seinem Rücken eine unsichtbare Welt hilfloser Insekten, Schildkröten, Vogelnester und Kleintiere elendiglich zu verbrennen drohte. «Schau nicht einfach zu! Hol einen Ast und hilf mit!» keuchte mir der Verschwitzte zu, und bald drosch auch ich auf das Gezügel ein. Tatsächlich schafften wir es, einen breiten Streifen zu löschen. Wenigstens hier würde sich das Feuer nicht mehr weiter fressen, wenigstens hier schien die Katastrophe verzögert, vielleicht ja sogar ganz verhindert worden zu sein.

Das war Mitte der 80er-Jahre. Damals war ich zum ersten Mal mit FSS-Gründungsmitglied David Rechsteiner unterwegs, auf einer seiner vielen Fahrten in den Westkorridor der Serengeti, die noch schlecht überwacht war und bei der man stets auf Wilderer stossen konnte, die oft aus taktischen Gründen solche Brände legten. Rechsteiner, der seit fast 30 Jahren als erfolgreicher Kaffeebauer und Naturschützer in Tansania lebte, wollte, dass ich als neuer Habari-Redaktor hautnah mitbekam, mit welchen Problemen die afrikanischen Wildhüter im Busch zu kämpfen hatten. Denn nur wer in die Probleme eintauche und selbst erfahre, was andere beschäftigt, könne sich ein authentisches Bild machen und entsprechend handeln, hatte er mir erklärt. So begann eine Safari, der noch viele weitere folgen sollten.

Nachts jeweils, nach den Patrouillenfahrten mit den Rangern, dem Aufspüren und Verhaften von Wilderern, dem Leeren ihrer randvoll mit Fleisch gefüllten Verstecke, dem Loslösen von in Schlingen verhedderten Tieren, oder nach der Bestandsaufnahme zu reparierender Fahrzeuge, Furten und Häuser und nach dem Befragen der Wildhüter über ihre aktuellen Bedürfnisse, diskutierten wir über das knisternde Lagerfeuer hinweg den Sinn unseres Engagements. Ein intensiver Gedankenaustausch, nur unterbrochen von den Stimmen der Löwen, Hyänen, Buschbabys oder der im nahen Grumeti-Fluss lärmenden Flusspferde. Ich lernte hinter der rauen Schale meines Afrikalehrers einen sensiblen, belesenen und selbstkritischen Menschen kennen. Ihn, der zusammen mit seiner Frau Lilian regelmässig auch andere Kontinente bereist, beelendete die Not armer Völker und die globale Zerstörung der Tier- und Pflanzenwelt. Vor allem bedrückte ihn aber, dass er selbst immer auch aktiver Teil dieser Zerstörung war – als Konsument, als Reisender, als Berufsmann.

Unweigerlich landeten wir bei der Sinnfrage: «Können wir überhaupt etwas ausrichten? Sind nicht alle Anstrengungen letzten Endes sinnlos?» Klar, dass da auch die Aktivitäten der Freunde der Serengeti Schweiz (FSS) angesprochen wurden. Wir trösteten uns mit der Feststellung, dass alles, was wir tun, eine Wirkung haben müsse. Und sei es auch nur eine aufschiebende. Hätten sich Bernhard Grzimek und Julius Nyerere oder später Organisationen wie die Zoologische Gesellschaft Frankfurt oder der FSS nicht für das Wildparadies Serengeti eingesetzt, gäbe es dieses heute kaum mehr. Sollte also unser Leben einen Sinn haben, so können wir alle auf unsere Weise mit Arbeit, mit Vernetzung, mit Ideen oder mit Geld etwas bewirken. Wie David und Lilian Rechsteiner, die wir in dieser Ausgabe zu Wort kommen lassen möchten. Weil sie nichts an- und nichts abbrennen liessen – so lange die Wahrscheinlichkeit bestand, wenigstens ein Stückchen ihrer lieb gewonnenen Welt vor dem Verschwinden zu bewahren.

Ruedi Suter



Alle Fotos: Ruedi Suter

Inhaltsverzeichnis

Erinnerungen: «Der Weisse konnte machen, was er wollte.»	3
Vulkanausbruch: Das Husten des Oldonio Lengai	13
Homepage: Der FSS hat einen neu gestalteten Internet-Auftritt	14

Habari-Impressum

Ausgabe: 22. Jahrgang, Nr. 3/07, September 2007

Auflage: 3000 Exemplare

Herausgeber: Verein Freunde der Serengeti Schweiz (FSS)

FSS-Vorstand: Beni Arnet, Präsident; Bruno Karle, Kassier; Silvia Arnet, Sekretärin.

Sekretariat FSS, Inserate: Silvia Arnet, Postfach, CH-8952 Schlieren. Tel.: ++41 044 730 75 77, Fax: ...78, Web: www.serengeti.ch, E-Mail: silvia.arnet@bluewin.ch, PC: 84-3006-4

Redaktion: Ruedi Suter, Pressebüro MediaSpace, Postfach, CH-4012 Basel,

Tel.: 061 321 01 16, E-Mail: fss@mediaspace.ch; Monica Borner

Titelbild: FSS-Mitbegründer und Afrikakenner David Rechsteiner. Foto: Ruedi Suter

Leserbriefe: Bitte an die Redaktion. Kürzungen vorbehalten

Wissenschaftlicher Beirat: Zoologin Monica Borner, Zürich, und Zoologe Dr. Christian R. Schmidt, Frankfurt am Main.

Layout: provista – concept • prepress • publishing • design, Urs Widmer, Lettenweg 118, CH-4123 Allschwil, Tel.: 061 485 90 70, E-Mail: info@provista.ch

Druck: Reinhardt Druck, Basel

Habari-Abonnement im Mitgliederbeitrag inbegriffen. Der FSS ist ZEW-Mitglied.

Habari heisst «Nachricht» auf Kisuaheli. Es erscheint 4x im Jahr.



Sie leben seit 50 Jahren in Tansania. Sie erfuhren den weissen Rassismus gegen die Schwarzen. Sie sind erfolgreiche Kaffeebauer und haben ihre Freizeit und ihr Vermögen in den Schutz der Wildtiere gesteckt: Die FSS-Gründungsmitglieder David und Lilian Rechsteiner. Wir haben ihnen zugehört – und dabei ein Stück Afrikageschichte erfahren.

David Rechsteiner: Es war der Schweizer Reiseschriftsteller René Gardi, der mich für Afrika Feuer fangen liess. Ich sah als junger Mann einen seiner Dia-Vorträge – und da war mir sofort klar: Ich will nach Afrika.

Als ich Anfang 1957 in Tansania ankam, musste ich in Arusha zuerst einen Monat im Managerhaus der Burka-Kaffefarm leben. Und zwar bei Hans Bucher, dem Schweizer Direktor, und seiner Frau. Während die Farmarbeiter zum Frühstück etwas Tee erhielten, gab es hier immer nur das Beste: Speck und

«Der Weisse konnte machen, was er wollte»



Die Rückkehr der Elefanten
in den Serengeti-Westkorridor.

Ei, Brot, Fisch, Butter und Konfitüre, Kaffee, Tee – was du auch immer wolltest. Während wir assen, stand neben der Türe ein Afrikaner in Livree mit weissen Handschuhen. Auf dem Kopf hatte er einen Fez. Sobald Frau Bucher mit ihrem Glöckchen klingelte, kam er ange-
rannt, um uns zu bedienen. Ich erlebte zum ersten Mal, wie man in Afrika als kleiner Schweizer plötzlich zum König wurde.

«Viele Weissen denken heute noch, die Schwarzen seien faule Kerle»

Die Mentalität der Weissen gegenüber den Afrikanern war teilweise sicher anders als heute. Man fragte sich nicht: Was können die Schwarzen? Die Weissen fühlten sich ihnen überall überlegen. Die Weissen waren immer im Recht – und sie hatten immer Recht. Diese Mentalität hat sich unterdessen ein wenig geändert. Wir kennen auch Weisse

– Missionare, Entwicklungshelfer, Leute von Nichtregierungsorganisationen – die sich aufopfern, die helfen und dabei von Afrikanern manchmal auch ausgenutzt werden.

Doch die alte koloniale Mentalität ist immer noch weit verbreitet. Diese Leute denken immer noch, die Schwarzen seien faule Kerle, Taugenichtse und Säufer. Ich schätze, 70 Prozent der in Afrika lebenden Europäer denken insgeheim immer noch so. Bei denen hat sich die Haltung gegenüber den Schwarzen nicht geändert. Wir kennen auch in Tansania lebende Schweizer, die dir heute noch erklären: Die «Neger» sind faule Kerle, sie lügen, sie stehlen.

Lilian Rechsteiner: Es gibt unter den Weissen natürlich auch das andere Extrem: Leute, die missionieren oder viel Gutes tun wollen. Und Leute, die überall Hilfe leisten, welche aber missverstanden wird und zum Schluss dann auch wieder nichts nützt. Ich glaube, nur der goldene Mittelweg ist Hilfe zur Selbsthilfe.

Unmenschliche Arbeitsbedingungen

David: Ich muss etwas vorgreifen. Als ich damals mit Lilian zusammen unsere Valhalla-Farm in Usa-River bewirtschaftete und einen Gemüsegarten unterhielt, da kam einmal ein weisser Farmer zu mir und sagte: Ich glaube, du bist der einzige Weisse in ganz Tansania, der eine Hacke in die Finger nimmt. Ich habe noch nie einen Weissen gesehen, der eine Hacke in die Hand nimmt!

1957 begann ich auf der Burka mit einem Vierjahresvertrag. Bald merkte ich, dass den afrikanischen Farmarbeitern von den Schweizer Vorgesetzten Vorgaben gemacht wurden, denen die Afrikaner schlichtweg nicht nachkommen konnten.

Aber ich war ja neu, und ich wollte das für mich bewiesen haben. Ich war gesund, robust, gut genährt, und ich habe in der Schweiz gebaut. So habe ich auf der Burka einmal an

einem Tag, als niemand mehr sonst auf dem Feld war, eine Hacke genommen, um selber zu erfahren, was eigentlich machbar war.

Nach fünf Stunden Hacken und Schwitzen war mir klar, was da geleistet wurde. Obwohl ich nur ein kleiner Fritze war, ging ich zum Chef und sagte: Herr Bucher, was da von den Schwarzen verlangt wird, das ist schlicht nicht erfüllbar! Doch der antwortete nur: Wenn die faulen Kerle nicht wollen, dann sollen sie halt in den Busch zurück!

«Wir müssen die Neger unter Kontrolle halten!»

Es gab damals Leute in Arusha, die nur in die Dörfer gingen, um frische Arbeitskräfte zu rekrutieren. Diese wurden dann mit Lastwagen herangekarrt, und zwar auch in die Camps der Burka-Plantage mit den dicht nebeneinander gebauten Hütten, wo jeweils zehn Menschen leben mussten. Auch das begriff ich nicht, und ich fragte Herrn Bucher: Sie, warum bekommen diese Arbeiter nicht mehr Platz? Es gibt doch hier genügend Raum. Bucher sah mich nur komisch an und sagte: Wir müssen die Neger unter Kontrolle halten!

Irgendwann merkte ich auch, dass einige Afrikaner, die am Morgen bestenfalls nur einen Tee ohne Zucker tranken und ohne Morgenessen bis zum Mittag durcharbeiteten und dann fast zusammenbrachen, dieses Pensum so gar nicht erfüllen konnten, weil sie zuwenig Essen hatten. Trotzdem sagten die Weissen: Du bekommst diesen Taglohn nicht, diese 30 oder 50 Rappen, du musst dein Soll am nächsten Tag fertig erfüllen.

Es war ja so: Die Afrikaner arbeiteten für einen Monatslohn. Dafür mussten sie pro Tag ein gewisses Pensum abarbeiten. Wir hatten



David Rechsteiner filmt Buschbrand.

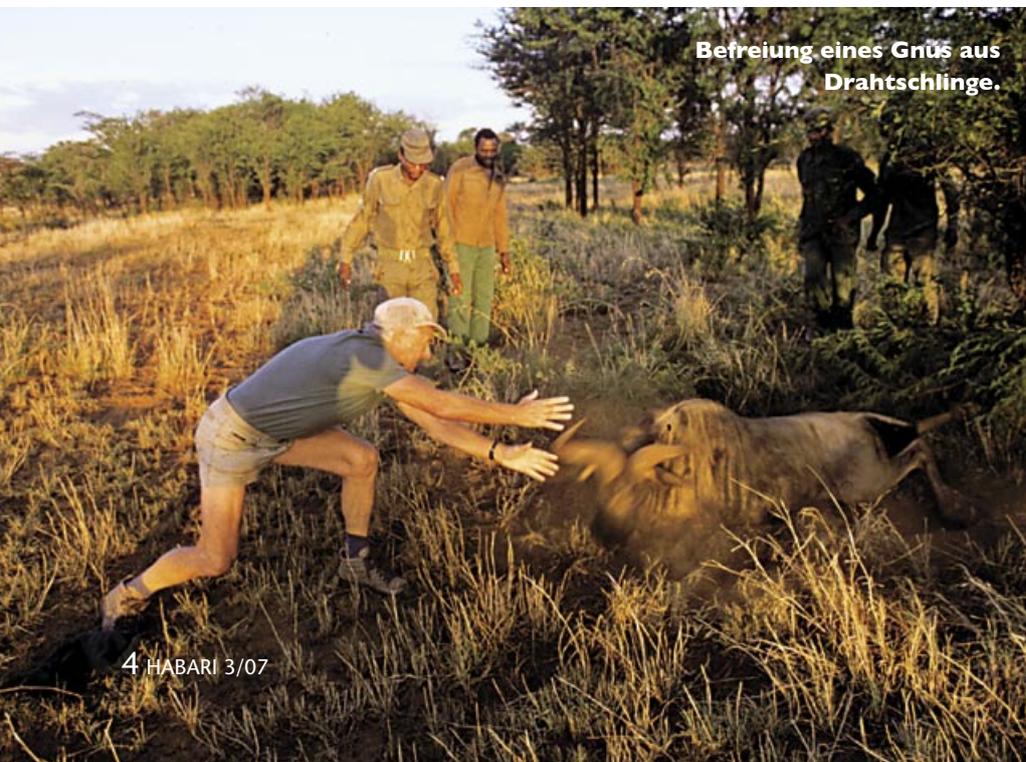
damals keine chemische Unkrautbekämpfung, man machte alles von Hand. Jeder Arbeiter erhielt eine Monatskarte, die am Ende des Tages vom Office abgestempelt wurde. Anhand der Stempel wurde der Lohn bemessen. Wer aber das ganze Tagespensum nicht erfüllte, bekam auch keinen Stempel. Mich erschütterte, dass wenn die Leute aus Erschöpfung nicht mehr arbeiten konnten, sie ihren ganzen Tagesanteil verloren.

Keine Ahnung vom Land

Als ich bei der Burka begann, betrug der Monatslohn 28 Schillinge, also vielleicht einen halben Franken. Dazu gab es noch wöchentliche Essrationen. Am Samstagmorgen bekam jeder zwei Kübelchen gemahlten Mais, je ein Kübelchen Erdnüsse und Bohnen und ein Glas voll Öl. Das war alles, und das reichte nicht für die schwere Arbeit. Für mich waren diese Dinge himmeltraurig und das Schwierigste. Ich erlebte da einen Kolonialismus bis zum Geht-nicht-mehr. Ich begriff bald, dass ich

auf der Burka ganz andere Interessen hatte als die meisten übrigen Europäer. Da waren acht Europäer, die über das Land rein gar nichts wussten. Für sie waren das Clubleben und die Partys am Wochenende das Wichtigste, also der Jubel und Trubel. Wildtiere interessierten sie nicht, man soff lieber, man vergnügte sich lieber mit Frauen und pennte.

Ich fragte eines Tages meinen Chef Bucher, wie es denn in der Serengeti sei. Er sagte mir: Ja, die ist dort hinten irgendwo. Er wusste nicht einmal, wo sie lag. Und er war auch noch nie dort. Aber er hatte ein Foto, auf dem er mit einem erlegten Nashorn posierte. Seinen Fuss hatte er stolz auf den Schädel des toten Tieres gesetzt, das er beim Manyara geschossen hatte. Dies war bei den Farmern damals gang und gäbe: Du musstest so ein Foto haben, mit einem breiten Hut auf dem Schädel, das Gewehr in der Hand und wenn möglich einen erlegten Büffel oder ein anderes totes Exemplar der Big Five unter dem Stiefel. Wer ein solches Bild an der Wand hatte, der galt schon als toller Hecht und etwas Besseres.



Betreuung eines Gnüs aus Drahtschlinge.

Schier tot nach der Panne

Solche Dinge haben mich schon sehr angewidert, und ich dachte manchmal: Du stehst völlig neben den Schuhen in dieser Gesellschaft. Es gab Weisse, die waren jahrelang in Tansania, ohne je einmal in einem Nationalpark herumgereist zu sein!

Die Arbeit auf der Farm machte mir Spass, aber ich wollte auch etwas vom Land und seinen Leuten und Tieren sehen. Ich erkundigte mich, wie ich denn das Land kennen lernen könne. Man sagte mir: Du kannst Dir von der Burka einen Wagen mieten, damals kostete das 70 Cents pro Meile. Also mietete ich einen Wagen, kaufte etwas Essen und fuhr an meinen ersten Freitagen los. Bevor Lilian, meine zukünftige Gemahlin nach Tansania kam, fuhr

ich zuerst immer mausallein in die Wildnis. Diese musste ich aber zuerst kennen lernen. Ich wollte überall hin, kreuz und quer, ich ging aber noch viel mehr zu Fuss und langsam bekam ich das Gefühl für den Busch.

Einmal jedoch, an einem Sonntagmorgen fuhr ich mit dem Jeep auf einer Piste Richtung Lokisale und Tarangire. Als ich die Hauptstrasse verliess, merkte ich mir wie üblich den Kilometerstand. Nach 43 Kilometern passierte es: Ich krachte mit dem rechten Vorderrad so in ein Erdferkelloch, dass der linke hintere Teil des Wagen in der Luft hing. Ich fragte mich: Was mache ich jetzt? Ich kann ja nicht einmal richtig Suaheli, um Hilfe zu holen. Ich marschierte schliesslich los und traf nach vielleicht sieben Kilometern auf ein Mas-saidorf. Ich schaffte es, dass drei Morani, also Krieger, mit mir zum Wagen zurückkamen. Die drei jungen Kerle stiessen und schoben, aber wir hatten Null Chance, die Karre rauszubekommen. Wir mussten aufgeben, und ich schickte die Drei wieder zurück. Da stand ich nun, ohne Essen und ohne einen Tropfen zu trinken.

Es war klar: Ich musste zurück zur Hauptstrasse. Und so marschierte ich die 43 Kilometer zurück. 43 Kilometer! Manchmal torkelte ich wie ein Besoffener. Morgens um 4 Uhr bin ich dann schier tot an der Hauptstrasse angekommen. Ich war wie im Delirium und nicht mehr in der Lage, auch nur noch «Papp» zu sagen. Zum Glück kam dann bald jemand angefahren, der mich von der Burka her kannte. Er fragte nicht lange und brachte mich heim. Ich fiel ins Bett, trank, schlief und trank. Ich hatte Pepsi Cola links und Coca Cola rechts vom Nest (Bett) und ich trank unglaubliche Mengen. Diese Panne war eine der schlimmsten Erlebnisse in Afrika.

«Die Europäer schossen wahllos auf alles, was auftauchte»

Wir hatten auf der Burka einen englischen Mechaniker, der eine Schweizerin zur Frau hatte. Er erzählte über die Jagd in einem Gebiet, wo die englische Regierung den Weissen fruchtbares Farmland zur Verfügung gestellt hatte. Man erklärte damals einfach über die Köpfe der Afrikaner hinweg: Das ist jetzt euer Land, hier könnt ihr eure Farmen aufbauen. Der Mechaniker erzählte mir Folgendes über die Jagdmethoden: Die Weissen fuhren mit zwei Land-Rovern voraus. In jedem Wagen sasssen zwei bis drei Europäer und schossen wahllos auf alles, was auftauchte: Strausse, Gnus, Elen-Antilopen, Büffel – einfach auf alles. Dort, wo die Tiere tot zusammenbrachen, steckten sie neben den Kadavern eine kleine

Unzertrennlich: David und Lilian Rechsteiner

Der Schweizer David Rechsteiner (75) gilt in Tansania als einer der erfolgreichsten Kaffee-Farmer. Jahrelang führte er die grösste Kaffeefarm des Landes, die Burka in Arusha, baute sich aber auch selbst Kaffeeplantagen auf. Als mittelloser Gärtner kam er vor 50 Jahren nach Arusha, um sich im Laufe der Jahrzehnte und trotz Rückschlägen wie die Verstaatlichung seiner kleinen Farm am Kilimanjaro zu einem erfolgreichen Unternehmer und engagierten Tier- und Naturschützer zu entwickeln. Dies in dauerhafter Teamarbeit mit seiner Schweizer Gattin Lilian (66), die nicht zuletzt auch in der mit einem Tiergarten versehenen Kaffeefarm Valhalla am Fuss des Mount Meru in Usa River zum Rechten sieht. Dem Paar ist die Initiative zur Umwandlung des tierreichen Tarangire in einen Nationalpark zu verdanken. Sie sind Mitbegründer des 1984 ins Leben gerufenen Vereins Freunde der Serengeti (FSS) und haben via die Organisation einen beachtlichen Teil ihres Vermögens in die Bewahrung und Rettung des Serengeti-Westkorridors, des Tarangire, Arusha-Nationalparks und des Mkomazi-Wildreservats investiert.

David und Lilian Rechsteiner kommt ihre natürliche und humorvolle Art im Umgang mit den Afrikanerinnen und Afrikanern zugute. Mit unzähligen Fahrten in den Busch und regelmässigen Besuchen und Gesprächen haben sie auch die Bedürfnisse der Wildhüter und ihrer Familien in Erfahrung gebracht und damit gezielte und sinnvolle Hilfe leisten können. David Rechsteiner motiviert die Ranger auf den abgelegenen Aussenposten, indem er mit ihnen auf Patrouille geht und sie beschenkt. Dabei werden auch Wildfrevler gestellt, was dem zähen Schweizer einmal fast das Leben kostete, nachdem ihm ein Wilderer durch das Wagenfenster den Speer in die Seite gerammt hatte. Bei der tansanischen Nationalparkbehörde TANAPA geniesst David Rechsteiner trotz oder gerade wegen seiner zuweilen unbequemen Geradlinigkeit und langjährigen Erfahrung grossen Respekt. Das Ehepaar Rechsteiner, Eltern der Söhne Daniel und Alex, betreibt aber auch seit vielen Jahren in Bubikon im Zürcher Oberland eine Apfelplantage. Zudem sind die beiden leidenschaftliche Weltenbummler, deren Reisen nach Asien und Lateinamerika führen oder sie mit dem Geländewagen die Einsamkeit der Sahara oder den Süden Afrikas entdecken lassen. Aber auch gedanklich ist man unterwegs: Beide lesen gerne. Derweil sich Lilian Rechsteiner als eine begnadete Sammlerin schöner Holzstücke, Steine und prähistorischer Werkzeuge auszeichnet, packt ihren Gatten immer mal wieder der Rappel: Dann muss er sich auf sein Fahrrad schwingen und mal «kurz» den Gotthard hoch, zur Furka rüber und über die Grimsel nach Bubikon zurück. Da gibt's jeweils kein Halten mehr. Auch nicht, wenn am nächsten Tag der Flieger zurück nach Ostafrika abhebt.





Farmer Rechsteiner.



Ex-Mitarbeiter gratulieren Ex-Chef zum 75-ten.



Im Schlamm steckendes Jung-Gnu.

Fahnenstange ein für den nachfolgenden Lastwagen, der die Beute einsammelte. Das war das Sonntagsvergnügen dieser Freizeitjäger. Das meiste Fleisch wurde dann unter den angestellten Afrikanern verteilt – als ein Teil ihres Lohnes.

Löwenfelle statt Teppiche

Einmal besuchte ich eine Farm in der Nähe des Manyarasees. Ihr Gebiet war ebenfalls von der englischen Regierung dem Farmer zugeteilt worden. Von diesem wurde ich zum Mittagessen eingeladen. Während wir assen, kam plötzlich ein Kuhhirte und sagte meinem weissen Gastgeber: Bwana, da ist ein Löwe bei den Kühen! Der Farmer sprang auf, holte sein Gewehr und rannte zu seinem Wagen. Als er zurückkam, meinte er nur: Es war leider kein Löwe, ich habe einen Gepard geschossen. So ging das zu! Im Farmhaus drin war der Boden mit Fellen bedeckt. Ich dachte zuerst, das seien alles Kuhfelle. Aber es waren Löwenfelle! Kurzum: Der Weisse konnte damals machen, was er wollte. Und er hat auch gemacht, was er wollte. Das hat sich unterdessen Gott sei Dank etwas geändert.

Lilian: Einmal war ich mit David in der Massaiestepe zwischen Arusha und dem Tarangire unterwegs. Das Gras war grün und frisch, und überall sahen wir Zebras. Plötzlich stiessen wir auf diese Wagen mit Sonntagsjägern. David gab sofort Gas und fuhr zwischen die Tiere und die Wagen, damit die Zebras flüchten und die Jäger nicht schiessen konnten. (Lacht) Ja, da war David noch richtig radikal!

«Man hatte das Gefühl, ohne Weisse gehe alles kaputt.»

David: Ich fragte einmal Burka-Chef Hans Bucher um einen unbezahlten Urlaub. Die Antwort hiess: Wir stellen nicht Europäer an, damit die hier Ferien machen! Das war gerade in der Übergangszeit, als die Burka von Schweizern, der Familie Bruderer, aufgekauft wurde. Als wir keine Ferien erhielten, entschlossen wir uns, von der Burka Abschied zu nehmen. Wir kauften uns eine kleine Farm am Kilimanjaro, die uns ja später weggenommen und verstaatlicht wurde. Herr Bruderer, der neue Besitzer, suchte uns einmal auf und fragte, weshalb wir die Burka verlassen hätten? Niemand habe ihn informiert. Er wolle, dass wir zurückkommen. Aber wir hatten uns entschieden. Wir sagten ihm:

Wenn einmal Not an Mann ist, melden Sie sich doch bei uns. Ein paar Jahre später war die Burka so heruntergewirtschaftet, dass

uns Herr Bruderer kontaktierte. Es war gerade die Zeit, nachdem man unsere Farm am Kilimanjaro verstaatlicht hatte und wir uns mit Tourismus über Wasser halten mussten. Ich stellte Bedingungen. Die Wichtigste war, dass Herr Bucher die Burka verliess. Herr Bruderer ging auf alle Forderungen ein und, wir kehrten auf die Burka zurück.

Die Buchers zogen dann nach Südafrika, wo sie eine kleine Farm kaufen konnten. Hans Bucher starb bald, und seine Frau besuchte nach etwa zehn Jahren wieder Tansania. Sie war völlig verblüfft, dass das Land nach seiner Unabhängigkeit nicht im Chaos versunken war. Die Buchers hatten, wie viele Kolonialisten, immer das Gefühl, ohne Weisse gehe alles kaputt.

Wenn man damals miteinander sprach, hatte man im Zusammenhang mit den Afrikanern vor allem eine Meinung: Die Kaffern sind nichts wert! Es war Mode, so zu reden. Und kaum jemand hätte sich dagegen gestellt und gesagt: Die sind doch gar nicht so! Wer für die Afrikaner Partei ergriff, wurde behandelt als sei er ein Verräter oder als einer, der von Afrika keine Ahnung hatte. Oder man erklärte ihn zum Aussenseiter. Wie uns. Wir waren immer Aussenseiter! Wir führten auch ein ganz anderes Leben. Wir hatten keine Parties und all das gesellschaftliche Zeug, wir hatten den Busch. Der war für uns das Schönste! Wir waren mit unseren Goofen (Kindern) schon im Tarangire, als andere Eltern ihre Ein- und Zweijährigen im Kinderwagen durch Arusha schieben liessen.

Lilian: Wir haben unsere Kinder einfach mitgeschleift (mitgenommen). Auch zu Hause lebten wir anders. Wir schenkten unseren Angestellten unser Vertrauen und schlossen nichts ab. Denn normalerweise liefen die weissen Frauen mit grossen Schlüsselbunden herum und verriegelten alles, was nicht niet- und nagelfest war. Für sie war klar: Schwarze klauen alles, vom Zucker über Werkzeuge bis zum Geld – alles. Ich aber dachte für mich: Ich würde wohl auch klauen, wenn man mir dauernd misstraut und vor meiner Nase immer alles auf- und abschliessen würde.

Riesige Unterschiede

David: Die Mentalität der Schwarzen und Weissen unterscheidet sich, das ist ganz klar. Die Afrikaner sind zum Teil völlig anders als wir. Vielleicht, weil sie anders erzogen wurden, in einer anderen Umgebung aufwuchsen, in einem härteren Klima leben, es gibt da bestimmt verschiedene Gründe. Und dann hat sicher auch vieles mit den Finanzen zu tun. Ein Beispiel: Nehmen wir einmal an, der Tarangire bekommt vom FSS einen Geländewagen

gespendet. Ein tansanischer Ranger soll ihn lenken. Der Fahrer, nennen wir ihn Julius, erhält also den Wagen mit der Bitte: Trag Sorge zum Auto, fahr vorsichtig und prüfe regelmässig den Ölstand – so, dass uns der Wagen lange erhalten bleibt.

Wenig später kommt aber der Kollege des Julius. Der sagt: Du, Bruder, an meinem Wagen funktioniert die Benzinpumpe nicht mehr richtig. Könnten wir sie nicht gegen deine neue umtauschen? Julius antwortet: Ja, Herrgott, das ist schwierig, ich kann doch nicht einfach ... Der Kollege beruhigt ihn aber und Julius lenkt schliesslich ein: Ok, gib mir 100 Dollar und du kannst die neue Pumpe haben. Aber du hältst den Mund! So wird die alte Pumpe gegen die neue ausgetauscht, die gut an die 2000 Dollar kostet.

Das sind Dinge, die häufig passieren in Afrika. Warum? Das frage ich mich oft. Weil viele Leute bitterarm sind und denken, ich komme sowieso nie auf einen grünen Zweig? Oder weil die Weissen oder die Oberen als skrupellose Ausbeuter empfunden werden? Ich kann ein solches Verhalten, das ja auch nicht alle haben, nicht nachvollziehen. Da habe ich meine Mühe damit. Natürlich darf man so etwas nicht einfach verallgemeinern. Aber in vielen Bereichen läuft es genau so ab.

«Die Afrikaner sehen, wie wir prassen und protzen.»

Natürlich sind die Einkommensunterschiede zwischen Europäern und Afrikanern in der Regel riesig. Nehmen wir an, ein Afrikaner verdiene im Monat rund 1000 Dollar. Doch einen Toyota Landcruiser, den man immer öfters sieht in Tansania, kann man mit 1000 Dollar Salär nicht kaufen. Und trotzdem will der Angestellte ebenfalls einen Geländewagen, weil ihm vielleicht sein Kleinwagen, wenn er überhaupt einen hat, zu mickrig erscheint. Da denkt er sich: Wenn ich etwas drehe, komme ich auch zu einem Landcruiser. Die meisten wollen ja ebenfalls so leben wie wir Weisse. Denn wir sind das Vorbild.

Er sieht doch, in was für Villen wir leben! Er weiss, dass wir uns Fernseher, Radio und Reisen leisten können und mit was für tollen Wagen wir in seinem Land herumfahren. Und er sieht auch, wie wir protzen und prassen. Wenn im Restaurant der Kellner oder das Serviermädchen am nächsten Tag die Flaschen abräumen muss und sieht, was da getrunken und gegessen wurde! Und wenn sie sich ausrechnen, was das alles gekostet hat – nun, ich glaube, da würden vielleicht auch wir sagen:

So möchte ich auch leben können! Eine ganz natürliche Überlegung, die ich gut nach-



Lilian Rechsteiner für den FSS im Einsatz.

vollziehen kann. Dem gegenüber stehen allerdings jene afrikanischen Männer und Frauen, die sich sagen: Ich habe ja einen rechten Lohn, mir geht es soweit recht, und weiter hinauf komme ich sowieso nicht, ich finde mich mit meiner Situation ab.

Keine Arbeit, kein Geld, kein Land

Als wohlhabender Arbeitsgeber, egal ob ich Europäer, Asiate oder Afrikaner bin, kann ich nur etwas tun: die Angestellten fair behandeln und anständige Löhne zahlen. Natürlich besteht die Gefahr, dass manche immer noch mehr wollen, aber das ist bei uns ja auch nicht anders. Insgesamt aber ist die Situation sehr komplex. Denn einerseits besuchen hier die Afrikaner die Schule, man sagt ihnen: Zwei und zwei ist vier, lerne etwas, dann wirst du auch etwas. Und dann kommen die jungen Leute aus der Schule – und finden keine Arbeit. Dann können sie auch nichts verdienen. Finden sie aber trotzdem einen Job, verdienen sie zuwenig für das, was sie sich erhofft haben. Sie wollen ja auch da oben schwimmen, wie wir, und auf der Strasse nicht den Staub der Europäerwagen schlucken müssen.

Wir empfinden dies als Tragödie. Auf der einen Seite fördern wir die Afrikaner, dass sie die Schule besuchen und motivieren sie, einen Beruf zu erlernen. Auf der anderen Seite haben sie aber keine Möglichkeit, einen Beruf ausüben zu können. Man gibt ihnen eine Chance, und dann, nach der Schule, ist fertig – keine Bütz (Arbeit).

Ja, wohin steuert Afrika?

Ich weiss es auch nicht.

Lilian: Es hat keine Industrie, das ist ein grosses Problem.

David: Das grösste Problem ist, dass es keine Arbeit gibt. Ein Stück Erde können

die meisten nicht mehr bezahlen. Wenn man hört, was für Preise jetzt auch hier für Land bezahlt werden – das kann sich der normale Afrikaner nicht mehr leisten. Früher konnte er sich noch ausrechnen: Ich habe drei Kühe, ich verkaufe eine und mit dem Erlös kann sich mein Sohn ein Stückchen Land kaufen. Das ist nicht mehr möglich, und schon gar nicht in den fruchtbaren Gebieten. Die Preise sind zu hoch, das Land ist zu knapp, weil die Bevölkerung wächst und immer mehr ausländisches Kapital ins Land kommt. Die Preise werden von den Ausländern hochgetrieben.

Ein Beispiel: Wir hatten lange Zeit einen Arbeiter. Er hiess Hussein und arbeitete bei uns auf der Valhalla in Usa River bei Arusha. Das war noch zu der Zeit, als die Farm viel Umschwung hatte. Während der Verstaatlichungsaktion der Regierung entschlossen wir uns, alles bis auf 20 Hektar abzugeben. Denn Präsident Julius Nyerere hatte erklärt: Jeder, der mehr als 20 Hektar hat, ist ein Grossgrundbesitzer und läuft Gefahr, dass ihm das Land weggenommen wird. Also schrieben wir: Liebe Regierung, wir wollen mit der Landwirtschaft aufhören und unsere Farm auf 19 Hektar verkleinern. Und das taten wir dann auch.

Das übrige Land schenkten wir unseren Angestellten. Jeder konnte abstecken, was er wollte, und den Rest übernahm die Regierung. Hussein nahm etwa 10 Hektar. Als er später starb, kam eines Tages seine Frau und sagte uns: Ich zahle euch die Schulden zurück. Ich sagte: Donnerwetter, was ist denn jetzt passiert? Sie erklärte uns, sie habe Land verkauft. Ein Grieche, der ihr Land unbedingt haben wollte, hatte ihr das Zehnfache des aktuellen Preises bezahlt. Von da an ist in unserer Gegend der Preis nur noch hochgegangen. Das Beispiel machte Schule, was ja verständlich ist. Niemand mehr wollte sein Land billig hergeben.

Auf Patrouille mit Serengeti-Rangern.



Lilian: Das Land hier am Fuss des Mount Meru ist sehr begehrt. Bis zur Nationalparkgrenze wurden alle diese Plots (Parzellen) vor allem an Europäer verkauft. An Deutsche, Schweizer, Griechen, kurzum, an Leute aus allen Nationen, die das Land besiedelten.

«So schlecht sind die Alten vielleicht gar nicht.»

David: Ein Missionar hatte uns einmal gesagt: Was sind schon 10 000 Dollar für eine Ecke Land? Darauf kann ich mir doch ein Häuschen stellen und gut darauf leben! Wir fragen uns: Wie soll ein Afrikaner, der im Tag gerade einmal zwei Dollar verdient, je zu 10 000 Dollar kommen?

An diesen Zuständen sind wir aber auch beteiligt. Wir sind ein Teil dieser Entwicklung. Das einzige, was wir versuchen können, ist unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen so weit wie möglich entgegen zu kommen, grosszügig zu sein und sie zu schätzen. Ich denke mir: Wenn meine Leute ihre Arbeit gut machen, dann arbeiten sie auch gut, wenn der Alte einmal nicht da ist. Und dies, so glaube ich, zahlt sich aus. Es kann doch nicht sein, dass wir so häufig in der Schweiz sind, und auf unseren beiden Farmen in Tansania läuft während unserer Abwesenheit alles recht. Es wird gut gearbeitet und praktisch nichts geklaut. Das ist nur so, weil wir einigermaßen gerecht sind...

Lilian: Und die Leute auch einbeziehen bei den Entscheiden...

David: Ja, und das ist aus meiner Sicht auch der einzige Weg: Vertrauen schenken. Ich rede viel mit den Leuten und erfahre so einiges über ihre Probleme und ihr Denken. Einmal habe ich auch die vielen Diebstähle auf den Farmen und in den Geschäften angesprochen. Ich fragte: Sagt mir, warum passiert das? Sie erklärten uns: Euch wird nichts gestohlen, weil ihr anders seid. Das war ihre Aussage. Das ist vielleicht nur, weil unsere Angestellten das Gefühl haben: So schlecht sind die Alten vielleicht gar nicht, es gibt Schlimmeres, uns geht es vergleichsweise etwas besser.

Lilian: Ich glaube auch, dass man mehr verlangen kann, wenn man die gleiche Arbeit selber auch schon gemacht hat und mitarbeitet. Das fördert doch den Respekt, und sie sehen, du selbst kannst es auch. Oder wenn David mit der Burka-Fussballmannschaft ins Stadium von Arusha ging und dort gegen die anderen Firmenteams spielte. Er war der einzige Weisse auf dem Feld. Und auf der Tribüne sass, ausser mir, noch ein alter Engländer unter den Afrikanern und Afrikanerinnen.

Verstaatlichung möglich

Wenn man den Zeitungen glaubt, heisst die Tendenz in Afrika: Raus mit den Weissen! Wir haben es erlebt in Tansania, von einem Tag auf den anderen haben wir in den 70-er Jahren unsere Farm verloren. Es würde mich nicht wundern, wenn so etwas wieder passiert. Es ist ihr Land! Das müssen wir ganz klar sehen. Wir Weisse und Asiaten und einige wenige Afrikaner sind die Grossgrundbesitzer, wir

haben das fruchtbare Land! Und der kleine Mann hier kann sich kein gutes Land mehr kaufen, weil ihm das Geld fehlt. Er kann es nicht mehr! Ich sehe das so: Solange der Weisse anständig ist, politisch und privat keine Schwierigkeiten macht, viele Leute anstellt, die einen anständigen Zapfen (Lohn) bekommen, sind wir hier noch geduldet. Ich rede aber nur von Tansania, denn in den anderen Ländern Afrikas sieht alles wieder anders aus. Jedenfalls sagte ich auch schon zu unseren beiden Söhnen Alex und Dani: Ihr müsst immer damit rechnen, dass ihr eines Tages gehen müsst und hier alles verliert.

Lilian: Wir sagen ihnen, ihr müsst euch nicht wundern, wenn unser Land einmal verstaatlicht wird, weil die Afrikaner ihr Land brauchen.

David: Ja. Denn es ist nicht unser Land, wir sind fremde Fötzel (hergelaufene Ausländer).

Lilian: Das Land gehört dem Staat.

David: Klar, und man muss die Situation vom kleinen Fritze aus beurteilen. Der Vater hat vielleicht sieben Söhne, die erhalten in Arusha keine Arbeit und wollen in die Landwirtschaft, haben aber kein Land und sehen die grosse Farm des weissen Nachbarn. Und dann könnten sie doch sagen: Siehst du, wenn ich dort ein Plätzchen hätte ... Woher denn sonst noch etwas Land bekommen? Die Regierung, die in den letzten Jahrzehnten auch für den Tourismus riesige Gebiete zu Schutzgebieten erklärte, wird nicht zurückkriechen, weil diese laut Presseberichten immer mehr Devisen bringen. Ja, und was dann? Das Problem könnte mit einer neuen Verstaatlichungswelle gelöst werden, auch wenn diese nicht einmal mittelfristig das Problem der Bevölkerungszunahme und Landknappheit lösen könnte.

Solarlicht und Wasser

Es gibt sicher auch noch andere Szenarien. Wir sind nicht sehr viele Weisse in Tansania. Die Weissen haben in der Regel Know-how, sie stützen die Wirtschaft, bringen Devisen und so weiter. Vielleicht überlegt sich die Regierung auch: Wenn wir die Weissen rauswerfen, bricht hier einiges zusammen. Wie aber die Zukunft aussehen wird, das können wir, ehrlich gesagt, nicht sagen. Julius Nyerere erklärte zu Beginn: Was die Weissen können, können wir auch. Seine Wirtschaftspolitik ist aber gescheitert. Vielleicht hat man gelernt, dass uns nur ein gutes Zusammenleben weiterbringt.

Lilian: Unser afrikanischer Nachbar, der selber Farmen besitzt, lässt diese von Weissen führen.

David: Ja, aber es gibt auch viele kleine afrikanische Farmer, die sagen deutlich: Das können wir viel besser ohne die Weissen.

Wildbestand erholte sich

Wir haben natürlich sehr viel Herzblut in den Tierschutz gesteckt. Nicht nur im Tarangire, auch in der Serengeti, wo es im Westkorridor himmeltraurig her und zuring. Das kann man sich gar nicht vorstellen, dieses Abschlagen! Dieses gab ja auch den Ausschlag, den Verein Freunde der Serengeti Schweiz zu gründen. Und wir dürfen ganz sicher auch sagen, dass sich der Wildbestand im Korridor in den letzten zwanzig Jahren nicht zuletzt auch Dank den Anstrengungen des FSS so erholen konnte. Auch dank des direkten Wildschutzes, der von keiner anderen Organisation derart unterstützt wurde.

Natürlich hat die Zoologische Gesellschaft Frankfurt ZGF, die mit viel mehr Mitteln ausgestattet ist, sehr viel zur Erhaltung der Serengeti beigetragen. Was die ZGF meiner Meinung nach vom FSS unterscheidet, ist, dass wir uns in unserem Bereich besonders um die Ranger und ihre Familien kümmern. Wir fahren regelmässig in den Westkorridor, um die Leute nach ihren Bedürfnissen zu fragen, ihnen wenn möglich das Gewünschte zu liefern und natürlich regelmässig unsere Investitionen vor Ort zu überprüfen. Wir wollen, dass die Wildhüter und ihre Familien auf ihren einsamen Posten im Busch draussen ein einigermaßen gutes Leben haben. Nur ein Beispiel: Kürzlich fragten uns die Ranger nach Licht. Und wir sorgten dafür, dass sie für ihre langen Nächte Solarlicht in ihre Häuser erhalten. Den Leuten ist so effizient geholfen. Wir haben im Westkorridor auch sehr viel für eine gute Wasserversorgung geleistet, mit Bohrungen, Tanks und Transportfahrzeugen.

«Man muss mit den Afrikanern zusammen unterwegs sein, um ihre Probleme zu erkennen.»

Ich bin ja, alles zusammengezählt, schon Wochen mit Rangern zusammen auf Patrouille gewesen. Wir kamen jeweils staubig, müde und durstig zurück. Und dann musste man sich in der Trockenzeit in einer Kloake waschen, weil weder der Grumeti-Fluss noch eine Quelle frisches Wasser hatten. Das darf einfach nicht sein! Man kann doch nicht verlangen, dass die Afrikaner einen guten Wildschutz machen, und auf der anderen Seite müssen sie nach all den Anstrengungen in derart miserablen

Verhältnissen leben. Solche Probleme erfährst du aber nur, wenn du mit ihnen unterwegs bist und siehst, wie schwierig ihr Job ist und an was allem es fehlt. Natürlich erwarten wir nach der Lieferung eines Geländewagens oder von Ausrüstungsmaterial oder nach der Installation von Wassertanks und Licht, dass sie ihre Arbeit gut machen.

Wie sich Tansania entwickelt hat? Das kommt auf den Blickwinkel an. Ist das Glas halb voll? Oder ist es halb leer? Ich finde allgemein, Afrika wird aus europäischer Sicht zu negativ beurteilt. Man sieht nur das, was nicht klappt. Wenn man hört, dass am Kilimanjaro ein paar Holzdiebe Edelholz fällen, dann heisst es gleich: Der ganze Kilimanjaro wird abgeholzt. Insgesamt meine ich, geben sich die Tansanier Mühe, ihre Natur zu erhalten. Den Schutz der Wildtiere und der Pflanzenwelt hierzulande würde ich positiv beurteilen. Natürlich wird auch schwer gefrevelt, wird abgeholzt und gewildert. Aber die Anstrengungen, das alles zu verhindern, sind doch bemerkenswert.

Auch gibt es keine einfachen Lösungen. Nehmen wir doch das vom FSS mitfinanzierte Early Burning, wo in den Parks kontrollierte Schneisen abgebrannt werden, damit sich die grossen Buschfeuer nicht ausbreiten können. Es stimmt, dass dort, wo die Schneisen brennen, viele Kleintiere elend sterben müssen. Wenn das vorzeitige Abbrennen aber nicht gemacht wird, sterben noch viel mehr Tiere – sobald sich nämlich die grossen Buschfeuer durch das Land fressen. Wir haben es erlebt, als der Tarangire zu 90 Prozent in Flammen stand! Zu 90 Prozent! Ja, was willst du jetzt lieber?

So entstand der Tarangire-Park

Wir sind nicht wegen den Finanzen nach Afrika gegangen. Wir fuhren nach Tansania, weil uns das Land und die Menschen und natürlich die Tiere faszinierten. Wir hörten, es gebe in der Nähe von Arusha ein Wildreservat, das früher Jagdgebiet war und keinen Eintritt kostete. So kamen wir zum Tarangire.

Und weil wir finanziell traurig dran waren, aber die Tiere liebten, stiessen wir auf ein Inserat, mit dem die Nationalparkbehörde eine Mitarbeiterin suchte.

Meine Gemahlin, Lilian, bewarb sich beim damaligen Direktor, John Owen, und wurde eingestellt. Sie verdiente zwar kaum etwas, aber wir hatten nun die Informationen und lernten Leute kennen, die mit den Tieren zu tun hatten. Owen lud uns immer ein, mit ihm zu fliegen, aber ich hatte Angst vor dem Fliegen und wollte nicht mit.





Lagebesprechung.

Wir kauften uns aber einen alten Land-Rover, die Kurzversion, und fuhren mit diesem in den Tarangire.

Wir haben noch erlebt, dass es ausserhalb des Tarangire keine einzige Schamba (Ackerfeld) gab. Da waren nur riesige Steppen ohne Busch, mit Gnus, Zebras, Thomson-Gazellen, Giraffen, Impalas, ja sogar Nashörnern, Büffeln, Elefanten – einfach allem, was man sich denken kann. Manchmal sahen wir Massai mit ihren Rinderherden. Sonst aber war die Massai steppe fast menschenleer. Dann aber kamen die ersten europäischen Grossfarmer, die von den Massai mit allerlei Tricks das Land übernahmen.

«Grzimek wollte sich selbst ein Bild machen.»

Die Farmer konnten in der Steppe nur den Pflug ansetzen und losackern. Mit den Farmen kamen immer mehr Farmarbeiter und ihre Familien, die ihrerseits Pflanzungen anlegten. So haben wir die Entwicklung erlebt – aus der Sicht der Wildtiere eine Katastrophe. Heute ist das ganze Massailand völlig zersiedelt.

Aber zurück zum Tarangire der 60er-Jahre. Dieser war ein Wildschutzreservat und wurde nur von zwei alten Männern, die Game Scouts genannt wurden, geschützt. Sie hatten aber nicht einmal ein Velo und hielten nur symbolisch die Stellung. Und so sahen wir, was dort im Busch draussen geschah: Das kannst du dir nicht vorstellen! Du sahst am hell heiteren Tag Leute mit Waffen, Fleisch und gewilderten Tieren, und du sahst einfach – da gibt es keinen Schutz. Wir kamen in der Trockenzeit, wo sich alle Tiere am Fluss zum Trinken drängelten und den Wilderern eine leichte Beute boten. Da sagten wir uns: Das kann doch nicht sein! Da muss etwas passieren!

Darauf erzählte Lilian Nationalparkdirektor John Owen vom Gameraeserve. Der war gleich bereit, mit ihr über die Gegend zu fliegen. Owen war beeindruckt von den Tieren, die er aus der Luft am Fluss sah. Er sagte: Das trifft sich gerade gut – Bernhard Grzimek kommt zu Besuch, und dann können wir ihm dies zeigen. Grzimek kam dann auch zu uns, und wir erzählten ihm von der wunderschönen Gegend, vom Wild, den Wilderern und den Buschbränden, die jeweils 95 Prozent des

Tarangire völlig abbrannten. Hierauf wollte sich Grzimek selbst ein Bild machen. Er flog mit Owen über das Gebiet und bestätigte:

Da muss etwas passieren, das sehe ich auch! Er reiste nach Dar es Salaam (Hauptstadt Tansanias) sprach mit Präsident Julius Nyerere, kam zurück und erklärte uns: Der Tarangire wird ein Nationalpark! In Dar sei er direkt zum Büro des Präsidenten gegangen. Als die Sekretärin protestierte: Sie müssen sich anmelden!, habe er nur gelacht und sei ins Büro Nyereres getreten, den er schon kannte. Mit seiner direkten Art brachte Grzimek so durch, dass der Tarangire zum Nationalpark erklärt wurde.

Schlangen und Nashörner

Damals waren die Parkleiter ja noch alle Europäer, und so suchten Grzimek und Owen einen Europäer. Sie fanden Steven Ellis aus Nairobi, dem wir nun auf Geheiss der beiden helfen sollten, den Park aufzubauen. Wir würden das Gebiet am besten kennen. Ellis schlug im Busch ein Zeltlager auf und kam zu uns. Zusammen fuhren wir hin und wieder in den Tarangire und sagten ihm, welches Gebiet nach unserem Dafürhalten am wichtigsten zum Schützen sei. Er baute das auf, und alles wurde in Ordnung gebracht.

Steven erzählte uns eines Tages, er habe beim wunderschönen Silale-Sumpf auf einigen Bäumen Pythons gesehen. Etwas, das uns nicht aufgefallen war, weil wir nicht speziell die Bäume nach Tieren absuchten. Wir fuhren bald hin und sahen, dass das stimmte. Einmal entdeckten wir gegen 40 Pythons in den Bäumen! Und ich Blödmann bin dann hin und wieder auf die Bäume, um eine der Würgeschlängen herunterzuholen und sie mir genau anzusehen. Einmal wickelte sich mir oben eine um meinen Oberschenkel und fixierte mich so an einen Ast, derweil ich sie am Kopf festhielt. Ich konnte nichts mehr machen, und der Schenkel wurde langsam blau. Schliesslich konnte ich ihren Schwanz fassen und mich so wieder herauswinden. Schlangen haben mich immer fasziniert, und ich hielt daheim einige Gift- und Würgeschlängen. Einmal biss mich eine Puffotter so, dass ich zwei Wochen ins Koma fiel. Als dann Lilian, meine Gemahlin, nach Afrika kam, sagte sie mir gleich: Du hörst auf mit diesen Schlangen oder ich fliege wieder in die Schweiz zurück!

«Wir erlebten das Sterben der Nashörner: Das geht dir nahel!»

Im Tarangire habe ich mich auch immer wieder an die Nashörner heran geschlichen



Afrikanisches Feuerlöschchen.

und sie gefilmt. Ich wollte jedes Nashorn dokumentieren. Es hat mich einfach interessiert: Sehen wir immer die gleichen Tiere oder sind es immer wieder andere? Das war mein Hobby. Ich musste manchmal abhauen oder auf ein Bäumchen raufklettern. Nashörner sind meine Lieblingstiere, sie liegen mir besonders stark am Herzen.

Wenn ich heute diese Filme hervorhole, die wir damals mit der Super 8 drehten, und wenn ich die Nashornkühe mit ihren Kälbern sehe, da könnte ich gleich losheulen.

Heute gibt es kein einziges Nashorn mehr im Tarangire. Sie wurden alle umgebracht. Man hätte sie retten können! Einmal habe ich ein Nashorn mit einem Kopfschuss gefilmt. Es versuchte sich mit letzter Kraft aufzurichten, sank aber wieder in sich zusammen. Das versuchte es noch einige Male. Wenn du so etwas erlebst (Pause) ... das geht dir wahn-sinnig nahe, das kann ich dir sagen. Ein solches Tier auf diese Art von der Welt gehen zu sehen! Die Tiere wurden mit Giftpfeilen und mit Schrotflinten gejagt ...

Dann kam die Unabhängigkeit und mit ihr die Afrikanisierung. Nun hiess es, das, was die Europäer können, das können wir längstens auch selbst. Nationalparkdirektor Owen verliess das Land, um nie mehr nach Tansania zurückzukehren. Sein Posten wurde von Ole Saibul übernommen, einem Mann mit Massai- und Arushablut. Steven Ellis ging auch. Wir fuhren weiterhin in den Tarangire und erlebten die Auswirkungen der Afrikanisierung. Wir sahen das Abschachten der Tiere, insbesondere der Nashörner. Es hatte ja dort Nashörner wie Sand am Meer. Ich garantiere dir: Es hatte zwischen 300 und 500 Nashörner im Tarangire! Auf einer einzigen abendlichen Fahrt sahen wir einmal 37 Rhinos! Als wir das Abschachten der Nashörner sahen, wussten meine Gemahlin und ich: Jetzt müssen wir etwas unternehmen. Wir machten auf unserer kleinen Farm Valhalla in Usa River bei Arusha ein kleines Fest und luden den Bürgermeister von Arusha und Ole Saibul ein und noch einige weitere Honorable.

Das grosse Abschachten

Sie kamen alle, und ich konnte Ole Saibul zur Seite nehmen. Ich hätte ein Problem, und dann sagte ich ihm: Ich kenne den Tarangire sehr gut, sie sind der wichtige Mann jetzt, und ich möchte ihnen sagen, wenn das Abschachten der Tiere im Tarangire so weiter geht, gibt es dort bald keine Nashörner mehr.

Diese liegen mir seit allen Zeiten schon am Herzen, tun sie bitte etwas, schützen sie diese Tiere! Da sagte er: Oh, jetzt muss ich dir etwas erzählen. Ich fliege immer in die Serengeti, wo



Geschütztes Wild:
Tarangire-Büffel.

man auch immer behauptet, die Nashörner seien fast verschwunden. Wenn ich aber über den Busch fliege, sehe ich sie. Das heisst doch, die Rhinos verstecken sich nur. Und das wird im Tarangire nicht anders sein: Plötzlich sind sie wieder da. Diese Antwort war für mich deprimierend. Und ich konnte ja nicht sagen: Was du da erzählst, ist ein Bockmist. So ging die Wilderei weiter.

Wir dachten immer, schlimmer könne es nicht werden mit der Wilderei. Aber es wurde immer noch schlimmer. Ich bin aber überzeugt: Man hätte dort mit den richtigen Leuten und der richtigen Motivation die bedrohten Nashörner schützen können. So mussten wir zusehen, wie diese prächtigen Tiere dezimiert wurden. Es folgten dann weitere Nationalparkdirektoren auf Ole Saibul, unter anderem auch der Ehemann von Jane Goodall. Es wurde aber nicht besser, selbst die Elefanten wurden gewildert. Auch wurden Schlingen angebracht und Buschbrände gelegt, die wir in stundenlangen Einsätzen immer wieder zu löschen versuchten. Kurzum, die 70er-Jahre waren die schlimmste Zeit, die wir da unten erlebt hatten.

«Die Wilderei war von oben gesteuert.»

Wir haben den Niedergang mitbekommen, die Katastrophe mit der Wilderei der Nashörner, der Elefanten und aller anderen Tiere. In dieser Zeit wurde unsere Kaffeefarm verstaatlicht. Wir waren gezwungen, uns mit Privatsafaris über Wasser zu halten. Wir gehörten zu den ersten, die so im bescheidenen Rahmen Touristen das Land zeigten. Auch so bekamen wir mit, wie die Nashörner abgeschlachtet wurden. Wir merkten, dass diese Wilderei von oben gesteuert sein musste, vom Direktor oder noch von weiter oben. Jedenfalls waren die Drahtzieher nicht die kleinen

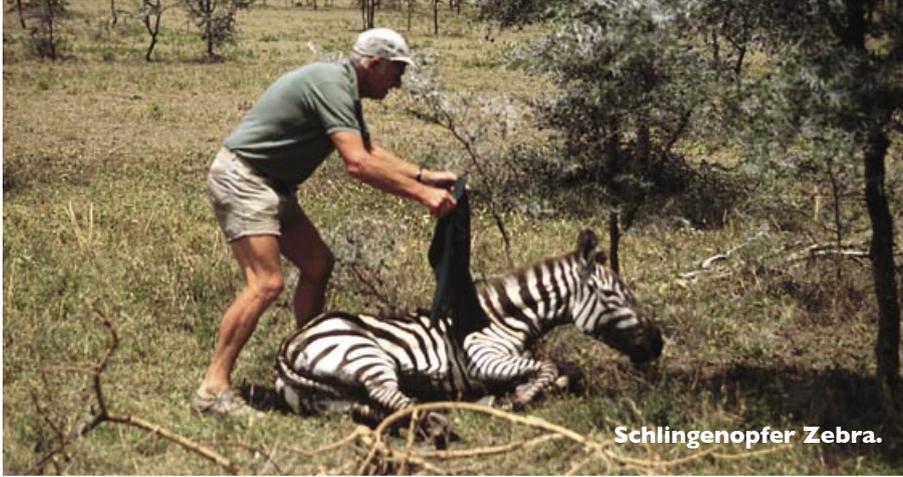
Leute. Im Ngorongoro sagten uns die Ranger, welche die Nashörner bewachten, sie müssten auf Befehl von oben nachts einen anderen Teil des Kraters bewachen. Genau in dieser Nacht wurden auf der Gegenseite Nashörner gewildert. Dort begannen wir zu stutzen. Wie konnte das sein, dass die Ranger Order von oben erhielten, auf der rechten Kraterseite zu patrouillieren, worauf zwei Nashörner auf der linken Seite gewildert wurden? Da merkten wir, das Umbringen war von oben gesteuert sein.

Flucht vor dem Elefanten

Natürlich unterhielten wir uns mit unseren Gästen über die Wilderei. Dabei stellten wir uns mit ein paar Freunden die Frage, ob wir nicht selbst etwas dagegen machen und Gegensteuer geben müssten. Nur immer davon schnorren (reden) genügte nicht. Dabei waren unter anderem Helmi Hirt, der Zahnarzt und erste FSS-Präsident aus Greifensee, Walter Erb aus Winterthur und Sämi Müller aus Wetzikon und Fritz Bucher aus Zürich. So wurde 1984 der FSS gegründet – übrigens mit dem Segen von Bernhard Grzimek, der uns als Präsident der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt auch zu diesem Schritt ermunterte.

Als wir mit den Touristen unterwegs waren, wollten sich viele nach dem Mittagessen noch etwas bewegen. Sie sagten immer: Komm doch, wir wollen nur ein paar Schritte im Busch spazieren. Mir war aber nie wohl dabei, weil die Leute ganz verschieden und auch grundfalsch reagieren können. Aber manchmal gab ich nach. Einmal begleitete ich ein Ehepaar, als wir aus der Entfernung von etwa 200 Metern eine Elefantenherde entdeckten. Wir standen gegen den Wind, doch löste sich eigenartigerweise eine Elefantenkuh von der Herde und rannte auf uns zu.

Sofort schrie ich den beiden zu, sie sollten sich hinter einen Baum retten. Ich war ja für sie



Schlingenopfer Zebra.

verantwortlich, und so rannte ich aufs offene Gelände hinaus, um die Elefantenkuh auf mich zu lenken. Mir hatte einmal ein Jäger gesagt: Wenn du vor Elefanten flüchten musst, dann nie bergauf – nur immer bergabwärts, damit haben sie Mühe! Also rannte ich eine Senke hinunter, und sie konnte mir tatsächlich nicht folgen. Das war eine meiner gefährlichsten Begegnungen mit einem Wildtier, obwohl ich mit Touristen oft auch an Löwen geriet.

«Ich nehme kein Blatt vor den Mund»

Im Mkungunero bei den Wasserlöchern im südlichen Tarangire wurde auch immer viel gewildert. Wir regten später einen Rangerposten an, rund zehn Kilometer vom Mkungunero entfernt. Die Nationalparkbehörde gab schliesslich Grünlicht und der Posten wurde gebaut. Letztes Jahr stiessen Lilian und ich auf eine Löwin, die mehrere Speere im Körper hatte und verendet war. Wir fragten uns: Wie kann das nur sein? Dann fuhren wir zum Rangerposten und sahen, dass alle Wildhüter auf dem faulen Hintern sassen und Karten spielten.

Wenn ich so etwas erlebe, platzt mir der Kragen. Ich schimpfte: Seid ihr noch bei Sinnen? Wisst ihr nicht, dass in der Trockenzeit alle Tiere zum Wasser müssen, um zu trinken und dass ihnen dort auch die Wilderer abpas-

sen? Wir hatten unser Zelt beim Mkungunero aufgeschlagen und nachts die Wilderer vorbeigehen gehört. Sie holten Wasser. Da bekomme ich dann schon Probleme mit Rangern, die sich zu wenig einsetzen. Dann nehme ich kein Blatt vor den Mund und sage ihnen meine Meinung. Aber das kann ich auch nur, weil man mich hier kennt und man mein Alter und meine Erfahrung respektiert.

Lilian: Wenn du mich fragst, wie ich die Zukunft dieses Landes sehe, versuche ich zu unterscheiden. Wenn du Arusha siehst, mit seinem Verkehrschaos und den vielen Menschen, die in den letzten Jahren hierher kamen, so ist das eine boomende Stadt, aber nicht das typische Tansania. Geh nur einmal nach Tanga, in die vor langer Zeit ebenfalls boomende Hafenstadt am Indischen Ozean. Tanga wirkt heute völlig verschlafen. Dagegen ist Arusha mit seinem Tohuwabohu geradezu ein Hexenkessel. Das hat mit dem Edelsteinhandel zu tun, mit dem wachsenden Tourismus, mit der UNO, die hier ihr Ruanda-Tribunal hat, und mit dem fruchtbaren Land am Fuss des Mount Meru.

David: Ja, aber der so genannte Fortschritt, den wollen heute alle, auch in den ländlichen Gebieten. Da kannst du überall hingehen, überall will man einen Platz an der Sonne. Ich glaube, das schöne und ruhige Afrika ist vermutlich vorbei. Aber speziell hier – ich rede da weder vom Kongo noch von Westafrika –, speziell hier in Tansania, wo der

Naturschutz Devisen bringt und ein zentrales Anliegen ist, kann sich die Regierung nicht leisten, alles aufzugeben.

Obwohl man negative Nachrichten hört, wie die Herausgabe von Konzessionen an Araber und Amerikaner. Hingegen ist das, was wir hier mit dem Naturschutz bis heute erleben, insgesamt sehr, sehr positiv. Und darum sollte der FSS sich hier weiter mit aller Kraft einsetzen. Davon bin ich absolut überzeugt. Absolut!

Natürlich wird es immer wieder Rückschläge geben. Die Menschen werden immer Bäume fällen, Holzkohle machen, Wildtiere umbringen und so weiter. Aber im Ganzen gesehen, kann wohl kein Minister mehr sagen: Die Ecke dieses Nationalparks trennen wir ab und machen Felder daraus. Ich glaube, das ist vorbei, das kann nicht mehr passieren.

«Und das macht uns auch glücklich.»

Lilian: Oder denke an das hügelige Gebiet hinter dem Mount Meru an der Strasse nach Nairobi, das war nicht mehr bewaldet. Dort werden heute überall Bäume angepflanzt, und man findet keinen Hof, wo es keine neuen Bäume hat. Das gab es früher nicht.

David: Aber weisst du, immer wenn wir in den Tarangire fahren und diese friedlich grasenden Elefanten sehen, inmitten einer Natur, die Gott sei Dank noch einigermaßen intakt ist, dann kommen wir froh zurück. Was morgen ist, soll – wenn wir dann einmal im Grab liegen – nicht mehr unsere Sorge sein, sagt meine Gemahlin richtig. Aber im Augenblick können wir noch etwas dazu beitragen, dass in Tansania diese grossartige Natur mit ihren wundervollen Tieren erhalten bleibt. Allein das ist schon enorm viel wert! Und darum sind wir auch glücklich und dankbar.

Aufgezeichnet von Ruedi Suter



40-mal erfolgreiche Gipfelbesteigung mit Hansruedi Büchi. Profitieren Sie von meiner Erfahrung!

Kilimanjaro-Spezialist seit 20 Jahren

Die aussergewöhnlich hohe Gipfelquote von 95 bis 100% basiert auf einer über 20-jährigen Erfahrung am Kilimanjaro. Professionelle Betreuung durch Hansruedi Büchi oder dipl. Schweizer Bergführer und unsere hochmotivierte afrikansische Träger- und Führercrew (diese arbeitet seit über 20 Jahren für uns) stehen hinter diesem Erfolg. Wir organisieren Gruppenreisen oder Individualreisen ab einer Person. Unser profundes Wissen in Tanzania erlaubt uns, Ihnen ein anderes Tanzania zu zeigen, als auf einer üblichen Touristenreise! Rufen Sie uns an, wir beraten Sie gerne.

Aktivferien AG • Postfach 331
Weidstrasse 6 • 8472 Seuzach
Tel. 052 335 13 10 • Fax 052 335 13 94

e-mail: admin@aktivferien.com • Internet: www.aktivferien.com

VULKANE

Lengais Hustenanfälle

DODOMA. – Zuerst rumpelte es zwischen dem 12. und 18. Juli, und zwar in Kenia wie auch in Tansania. 15 Beben wurden registriert, die Richterskala zeigte Stärken zwischen 4,4 und 6,0. In Arusha, aber auch in Nairobi und Mwanza schwankten die hohen Gebäude, und einige bekamen Risse. Die Menschen flohen auf die Strasse, doch verletzt wurde niemand. Aber die Furcht krallte sich in den Städten fest. In Nairobi wurden Geschäfte evakuiert, in Arusha am 18. Juli der Sitz des International Criminal Tribunal for Ruanda geschlossen. Viele Menschen der Region verbrachten eine Nacht draussen und «erlebten göttliches Eingreifen» wie das deutsche «Referat Afrika» aufgrund gesammelter Medienmeldungen zu berichten weiss. Das Zentrum des Bebens lag in der Nähe des Vulkans Oldonio Lengai. Der heilige Berg der Massai hat sich vor allem im letzten Jahrzehnt zu einem Ziel für abenteuerlustige Touristen entwickelt. Wer seine steilen Flanken hochkam, konnte oben mit wohligen Schauern in seine zischenden und rauchenden Schlünde blicken. Man sah: Der Oldonio Lengai brodelte in seinem Innern und ist quicklebendig. Tatsächlich erwarten Vulkanologen seit längerem schon einen grossen Ausbruch. Wie nur schon ein kleiner Anfall (Bild) wirkt, demonstrierte der Feuerberg am 19. Juli. Sein Husten und Spucken von Lava und Asche scheuchten in seiner Nähe Wild und Zugvögel auf und führte zur Flucht vieler Massai aus ihren Bomas. Laut Medienberichten wurden im Dorf Gilai die Grundschule und Lehrerhäuser verwüstet sowie die Dorfquelle mit Steinen zugeschüttet. Frauen wurden beim Wasserholen verletzt und zwei Kinder erlitten Brandwunden. Die Lava des Oldonio Lengai gilt mit 510 Grad Celsius zwar als «relativ kühl», und seine Lava fliesst in der Regel auch nicht weiter als zwei Kilometer, doch ist seine Umgebung unterdessen sicherheitshalber für Touristen zur Sperrzone



«Hilft Gesellschaft verbessern»: Mercy Pkeo Kiyapyap (links).

Foto: © by BioVision

deklariert worden. Die einheimische Bevölkerung wurde angehalten, wenn möglich 100 Kilometer vom Vulkan wegzubleiben, da der erregte Berg auch plötzlich aus irgendeiner Bodenspalte speien könnte, zumal der ganz grosse Ausbruch immer noch nicht erfolgt ist. Hingegen hat sich seit seinem Hustenanfall die Erde wieder etwas beruhigt – die Erdbeben sind abgeklungen. fss

RESSOURCEN

Mercys Frauen-Power

NAIROBI – Wer genau hinguckt, weiss: Frauen spielen eine zentrale Rolle in der Erreichung der UNO-Millenniumsziele, die bis 2015 die schlimmste Armut und die Zahl der hungernden Menschen halbieren wollen. Jetzt wurden stellvertretend 14 Frauen für ihren aussergewöhnlichen Einsatz geehrt: Die Stiftung Women's World Summit Foundation (WWSF) hat sie mit ihrem Preis für Kreativität im ländlichen Alltag ausgezeichnet. Eine der Preisträgerinnen ist die Kenianerin Mercy Pkeo Kiyapyap, die stellvertretende Projektleiterin der vom Schweizer Wissenschaftler Hans Rudolf Herren aufgebauten BioVision. Wie HABARI bereits berichtete, fördert diese Stiftung die Verbreitung, Umsetzung und Anwendung von ökologischen, wissenschaftlich fundierten Methoden mit dem Ziel, in Afrika die Armut zu bekämpfen und eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen zu erreichen. Der mit 500 US-Dollar dotierte Preis ermutigt Mercy Pkeo Kiyapyap, mit ihrer Arbeit in ländlichen Gemeinden weiterzufahren. Sie erklärte bei dessen Entgegennahme: «Die Auszeichnung lenkt die Aufmerksamkeit auf das Leben der Frauen in ländlichen Gegenden und hilft uns, unseren Status in der Gesellschaft zu verbessern. Dieser Preis ist nicht nur meiner,

sondern unserer, also der aller Frauen in diesem Teil der Erde», sagte die geehrte Kenianerin stolz. Mercy Pkeo Kiyapyap fungiert im Projekt der Schweizer Stiftung BioVision auch als Vermittlerin zwischen den Kulturen und als Vertreterin der Rechte der Frau in der von Männern dominierten Pokot-Gesellschaft in West-Kenia: «Als ausgebildete Eco-Trainerin berate ich Bäuerinnen und Bauern im nachhaltigen Umgang mit unseren Ressourcen. Das bisher Erreichte hat meinem Volk schon zu mehr Einkommen und einem besseren Lebensstandard verholfen. Diese Erfahrung bestätigt und ermutigt mich, in meiner Arbeit weiterzufahren.» fss

TANSANIA

Bedrängte Wildnis

DODOMA – Tansania rückt immer stärker in das Visier der internationalen Touristenindustrie. Das friedliche Land sieht sich offenbar mit einem Ansturm von finanzkräftigen Gestirnen aus aller Welt konfrontiert, die neue Hotels, Strassen, Flugplätze, Camps und Lodges bauen wollen. So sinnvoll das für die Wirtschaft sein mag, so schädlich könnten die Projekte bei einer allfälligen Verwirklichung für die einzigartigen Ökosysteme und den Wildbestand des Landes sein. Hinter den Kulissen toben entsprechende Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern eines schnellen Fortschritts. Noch aber scheint nichts Definitives entschieden zu sein. Sicher ist nur, dass der Tourismus schon jetzt eine wichtige Rolle spielt. Laut offizieller Statistik beträgt der Anteil der Ferienindustrie rund 40 Prozent an den Deviseneinnahmen, 17 Prozent am Bruttosozialprodukt und 25 Prozent am Wirtschaftswachstum. Arbeiteten 1997 erst 96 000 Menschen im Tourismussektor, sollen es heute bereits um die 400 000 sein. rs

FSS-Kompass

► **Neues im Sinn.** *Christian R. Schmidt*, ehemaliger Präsident des FSS und damit Vorgänger von *Ruth Baumgartner* und *Rosmarie Waldner*, hat die Leitung des von ihm seit 1994 geführten Frankfurter Zoos abgegeben. Laut einer Meldung der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt will sich der Schweizer Zoologe bis zu seiner Pensionierung der Fertigstellung seiner wissenschaftlichen Publikationen und der Beratung des von ihm konzipierten Projektes *Bonoboland* im Frankfurter Zoo widmen. Bonoboland ist als neue Menschenaffenanlage mit 10000 Quadratmetern Umschwung das grösste Bauprojekt des Zoos, der 2008 sein 150-jähriges Jubiläum feiern wird. Wer die Nachfolge von Christian R. Schmidt antritt, der während seiner Amtszeit die Attraktivität des Zoos mit neuen artgerechten Anlagen «erheblich gesteigert» habe, wird nun eine Auswahlkommission bestimmen. Wir wünschen Christian R. Schmidt und seiner Gattin Anne-Marie alles Gute und viel Erfolg für die Verwirklichung ihrer nächsten Vorhaben. 🐘

► **www.Serengeti.ch.** Es hat seine Zeit gebraucht, doch nun ist es vollbracht: Die neue Homepage des FSS ist im Netz der Netze und kann nun weltweit abgerufen werden! Sie ersetzt den alten Auftritt, der vom Mediziner *Beni Arnet* in vielen Freizeitstunden erarbeitet worden war – noch lange bevor er zum Präsidenten des FSS gewählt wurde. Die Schöpfer der grundlegend neu und nach modernen Grundsätzen aufgebauten FSS-Homepage sind die Vorstandsmitglieder *Jan Bolte* und *Yves Winnistörfer*. Die beiden Profis haben zusammen mit der Softwarefirma *Silversite* einiges an Energie investiert und sich

zahlreiche Überlegungen gemacht, um eine ansprechende und benutzerfreundliche Site auszuarbeiten. Was soll nun die neue FSS-Internet-Visitenkarte vermitteln? Sie will auf die Naturwunder Afrikas hinweisen und die Arbeit des FSS als wacher, seriöser und kompetenter Organisation vorstellen. Sie will aber auch die Kontaktaufnahme des Publikums zum Vorstand erleichtern, rasche Beitritte und unkomplizierte Spenden ermöglichen und selbstverständlich Interessentinnen und Interessenten in Bild und Wort über neue Aktionen und Geschehnisse informieren. Dabei kann die FSS-Homepage auch von der grosszügigen Unterstützung des Berufsfotografen *David Pluth* profitieren, der für die tansanische Nationalparkbehörde TANAPA die Nationalparks fotografiert und dem FSS bei Bedarf seine Bilder kostenfrei zur Verfügung stellt. Allerdings ist der neue Internet-Auftritt noch längst keine abgeschlossene Sache. Es braucht noch viele Ideen und Texte, die der Vorstand in Fronarbeit noch zu erstellen haben wird. «Tatsache ist», so präzisiert



FSS-Versammlung

Willkommen!

Am 26. Oktober 2007 um 19.30 Uhr
im Restaurant Dieci/Neues Klöstleri
Zürichbergstrasse 231, 8044 Zürich
zum Vortrag

«Unser Afrikabild – zwischen Schwarzmalerei und Schönfärberei»

von DRS-Afrikakorrespondent

Ruedi Küng



Yves Winnistörfer, «dass wir am Anfang stehen. Denn jede noch so lange Reise fängt mit einem ersten Schritt an. Den haben wir eben gemacht, und jetzt kommt der nächste. Mit der neuen Applikation haben wir aber ein robustes Vehikel, das für eine lange Safari gemacht ist.» Da bleibt nur noch zu ergänzen: Machen Sie sich selbst ein Bild – auf www.Serengeti.ch. Und teilen Sie uns mit, was Sie von der neuen Seite halten. Vielen Dank – und gute Internet-Safari! 🐘



Tanzania'n Style mit Private Safaris

Buchbar in Ihrem Reisebüro oder bei

PRIVATE SAFARIS
Pure Africa

Geroldstrasse 20, 8010 Zürich
Tel. 044 386 46 46
www.private-safaris.ch



**A+M
AFRICA
TOURS**

Tanzania

Lodge- und Campingsafaris im Norden und Süden

West-Tanzania mit Mahale, Gombe und Katavi

Saadani, Zanzibar, Pemba und Mafia Island

Kilimanjaro, Mt Meru, Lengai und andere Berge Afrikas

**... und ein umfassendes Angebot
in Afrika**

Uganda, Kenia, Äthiopien, Südafrika, Namibia,
Botswana, Zimbabwe, Zambia, Malawi, Moçambique,
Madagascar, Mali, Senegal, Gambia, Sudan,
Gabon, São Tomé / Príncipe

Katalogbestellung, Beratung und Buchungen:

Tel. 044 926 79 79 Fax 044 926 14 87

travel@africatours.ch www.africatours.ch



Discover Tanganyika

Tanzania – das wissen Sie – «hat» die Serengeti und den Kilimanjaro. Beides tolle Reiseziele, heute leicht erreichbar und mit unterschiedlichsten Angeboten.

Möchten Sie mehr vom Naturparadies Tanzania sehen? Dann sollten Sie mit uns jetzt nach *Tanganyika* reisen: in die **Mahale Mountains** am Tanganyika-See mit seinen Schimpansen (die hier nicht mit Futter angelockt werden müssen), zum völlig unberührten **Katavi Nationalpark** und zum **Rubondo Island Nationalpark** im Viktoria-See. Die **Serengeti** können Sie jederzeit noch dazu kombinieren!

Wir stellen Ihnen für diese völlig ungewöhnlichen Reisen unser Know-how aus 20 Jahren zur Verfügung und lassen Sie nicht experimentieren, sondern bieten Ihnen:

- hochspezialisierte, persönliche Beratung
- eigene Privat-Camps mit raffiniertem «Busch-Komfort»
- eigene Spezialfahrzeuge, geführt von langjährigen Mitarbeitern
- eigene Inland-Flüge mit modernen Maschinen, die Sie ohne Umwege an die entlegensten Plätze bringen.

Mehr Informationen finden Sie im Prospekt und auf www.flycat.com

**FLYCATCHER
SAFARIS**

Tanzania-Reisen für Anspruchsvolle – seit 20 Jahren

Mauerweg 7 / Postfach 20

3283 Kallnach

Tel. 032 392 54 50

E-Mail: flycat@flycat.com

Internet: www.flycat.com

Wohin des Weges?

Verlassen Sie sich in der Serengeti auf einen Spezialisten, der weiss wo es langgeht!

Let's go
TOURS

Let's go Tours, Vorstadt 14, 8201 Schaffhausen, Telefon 052 624 10 77
tours@lets-go.ch, www.lets-go.ch



TTS steht für höchste Qualität in der Reisebranche. Die TTS-Gruppe ist eine Vereinigung unabhängiger Reiseunternehmen in der ganzen Schweiz. Sie erfüllen alle strenge Aufnahmekriterien. Die TTS-Reiseveranstalter bieten bei ihren weltweiten Angeboten eine hohe Fachkompetenz.



Spenden & Legate

Der Schutz der letzten Wildtiere Afrikas und die Unterstützung der afrikanischen Naturschützer kosten viel Geld. Wesentlich mehr als wir via Mitgliederbeiträge aufbringen können.

Berücksichtigen Sie darum bitte bei Spenden und Legaten den FSS.

Herzlichen Dank!

Freunde der Serengeti Schweiz (FSS)
Postfach, CH-8952 Schlieren
Konto 84-3006-4, 8400 Winterthur



Draussen zählt nur das Beste

Über 60 Zeltmodelle (Ganzjahresausstellung),
Schlafsäcke, Matten, Rucksäcke, Velotaschen,
Outdoorbekleidung, Campingzubehör...
www.spatz.ch

BON für den neuen
156-seitigen
Farbkatalog!
Einsenden mit
Adresse: HAB

SPATZ Camping
Trekking
Die Camping- und Trekking-Profis

Hedwigstrasse 25
CH-8032 Zürich
Tel. 044 383 38 38
Fax 044 382 11 53
www.spatz.ch

Programm:

Restaurant / Gärtnerei Triibhuus, ZH

Türöffnung:	ab 18:00
Apéro:	bis 19:00
Vortrag: Dr. Andreas Moser	19:15
Galadiner	20:30
Vortrag: Tony Fitzjohn	21:30
Dessertbuffet	22:15
Bar	ab 22:30

Sandra Boner:

Moderation

Im letzten November durfte die „Wetterfee“ Sandra Boner in der Sendung „einfachluxuriös“ die Serengeti vor laufender Kamera bereisen. Dabei hat sich das Team auf die Tipps des FSS gestützt. Hier kommt das Dankeschön: Sandra Boner moderiert diesen Abend und führt uns durch das Programm.

Dr. Andreas Moser:

Die moderne Tierfilmerei

Dr. Andreas Moser, Moderator der Sendung „Netz Natur“ des Schweizer Fernsehens, berichtet anhand aktueller Beispiele über die Arbeit des modernen Tierfilmers. Im Jahre 2006 ist ihm als jüngste Anerkennung „seiner grossen Verdienste um die Darstellung von Tieren und ihrer Vernetzung mit ihrem Lebensraum“ der Ehrendoktor der Universität Zürich verliehen worden.

Tony Fitzjohn:

Ein Nationalpark entsteht

Innerhalb einer Dekade gelang es dem vielseitigen, seit 30 Jahren in Ostafrika lebenden Engländer Tony Fitzjohn, das leergewilderte und verwüstete Mkomazi Wildreservat unter Mithilfe des FSS in einen tierreichen, professionell geschützten Lebensraum für Nashörner zurückzuverwandeln. Nun wird der Mkomazi sogar zum Nationalpark erklärt. Der für seinen einzigartigen Einsatz ausgezeichnete Tony Fitzjohn wird an der Tropengala über das erste Nashorn - Gehege in Tansania und die oft schier unglaublichen Probleme berichten, die er zusammen mit seinem Team und seinen tansanischen Partnern zu lösen hatte, um das verloren geglaubte Schutzgebiet an der Grenze zum kenianischen Tsavo - Nationalpark retten zu können.



FSS Tropengala für Tansania Sa 17. November 2007

Preise:

- **Einzeleintritt: Fr. 200.-**

Im Preis inbegriffen ist der Apéro und das trockene Gedeck.

- **Bus - Shuttle (gratis)**

Wünschen Sie einen Shuttle vom Bahnhof Altstetten oder Farbhof, vermerken Sie dies bitte auf der Anmeldekarte. Sie werden zur angegebenen Zeit abgeholt.

Fotos: Ruedi Suter, Basel

Anmeldung FSS Tropengala:

Sa, 17. November 2007, Restaurant Triibhuus, Zürich

Nach der Anmeldung erhalten Sie eine Rechnung. Die Anmeldung wird nach Eingang der Zahlung definitiv.

Anzahl Einzeleintritte à Fr. 200.-

Bus - Shuttle ab Bahnhof Altstetten oder Farbhof um Uhr.

Name: Vorname:

Adresse: PLZ, Ort:

Rechnungsadresse:

Datum: Unterschrift:

Übermitteln Sie uns baldmöglichst Ihre Anmeldung. Anmeldeschluss 26. Oktober 2007.

